

Zeit zum Ankommen

REGINA SCHLEHECK



Ein Zug, der in einen Bahnhof einläuft, ein Boot, das am Ufer anlegt, ein Flugzeug, das auf der Landebahn aufsetzt, ein Auto, das die Grenzstelle überquert, oder sei es auch ein Läufer, Wanderer, Schwimmer – wie viel Ankommen steckt im Ankommen?

Als Milan seine Heimat verließ, fing es an zu schneien. Die Freunde, die ihnen geholfen hatten, ihr Hab und Gut zusammen zu packen, drängten die Mutter, sie sollte losfahren. „Wenn die Strecke zuschneit, wirst du Probleme kriegen. Wir schicken euch hinterher, was noch fehlt, wenn ihr angekommen seid.“

Die Mutter hatte die Kinder ins Auto gepackt, ein wenig Kleidung, Essen, Decken und Kissen dazu, so viel, wie in den Wagen hineinging. Dann war sie losgefahren. Rafael rannte eine Weile neben, dann hinter dem Auto her, bis nichts mehr von ihm zu sehen war. Nie zuvor hatte Milan ihn so weinen sehen.

Tränen hatte es immer wieder gegeben. Tränen des Schmerzes beim Sturz mit dem Fahrrad. Tränen der Wut über eine Strafe, die einen anderen hätte treffen müssen. Die Tränen dieses Wintertags waren ein Feuer, das sich in Milans Seele brannte und Wunden fraß, die Jahre brauchten, um zu vernarben. Narben, die er vergaß. Aber die Momente, in denen sie sich bemerkbar machten, erinnerten ihn sein Leben lang. Selbst als er vierzig Jahre später seinen Enkel zu Grabe trug, Sohn seiner Tochter, den er nur sieben Tage hatte atmen sehen dürfen, mehrere Hundertstel Bruchteile von den Tagen, die er mit Rafael verbracht hatte, schrammte der frische Schmerz an diesen Wulst von Traurigkeit und legte sich über ihn, als habe er eine passende Ruhestätte gefunden. Asche zu Asche, Schmerz zu Schmerz. Abschied für immer.

Sie schneiten dermaßen ein unterwegs, dass Milan dachte, das Ende aller Tage sei gekommen. Das Auto blieb stecken, die Welt war weiß, so weiß, dass es kein oben und unten mehr gab. Nur die tanzenden Flocken, die sagten: „Bleib! Wir lassen dich nicht gehen! Hier gehörst du hin. Wir werden dich festhalten im Nimmerland, bis du umkehrst.“ Eiseskälte kroch in das Wageninnere. Milan zog eine Decke über den Kopf.

Schlittenfahren. Den verschneiten Hang zum Teich hinab, Raffael und er. So weit Milan zurückdenken konnte, war es das gewesen, was den Winter so wunderbar machte. Nicht das Weihnachtsfest, nicht die Kerzen, nicht das Plätzchenbacken – mehr noch das Plätzchennaschen – und noch nicht einmal die Sternenkaskaden und rotierenden Sonnen der Silvesterfeuerwerke hatten ihn hinwegtrösten können über die Kälte und die Dunkelheit des Winters. Es war das Schlittenfahren, auf das er sich das ganze übrige Jahr freute. Das ihn den Winter herbeiwünschen ließ. In diesem Jahr hatte es nicht geschneit bisher. Warum ausgerechnet jetzt? Würde er je wieder mit seinem Freund durch knirschenden Schnee stapfen, im Hinabgleiten das Sausen des Windes, die vibrierenden Kufen spüren, Raffaels und sein Juchzen, hören, ihr Keuchen, wenn sie wieder den Hügel hinan stiegen? Wenn der Teich zufror, waren sie manchmal fast bis ans andere Ufer geschliddert. Geflogen. Gemeinsam. Nie wäre ihm der Gedanke gekommen, dass es einmal anders sein könnte.

Die Stimme der Mutter, die die Kleinen in den Schlaf sang, drang gedämpft an sein Ohr, das immer noch voll war von Rafaels Tränen. Sein Kopf voller Bilder von ihren Wegen zur Schule, den



Spielen, den Festen, von dem Haus, den Nachbarn. Würde es da, wo sie hinzogen, Nachbarn geben? Kinder? Ein Zuhause?

Wie hätte er sich auf etwas freuen können, von dem es keine Bilder gab? Geben konnte.

Sie steckten fest zwischen ihrem Leben und nirgendwo.

Wenn er ausstieg und zurücklief? Durch den Schnee, die Autobahn entlang, bis zur Ausfahrt? Es war nicht weit, das wusste er. Mutter würde ihm nicht folgen, weil sie bei den Kleinen bleiben musste. Er war der Große. Er könnte ihr entweichen. Aber dann?

Hieß groß sein nicht für andere da sein?

Irgendwann fielen ihm die Augen zu.

Als er sie wieder öffnete, rollte der Wagen. Die Geschwister schliefen. Nur die Mutter, über das Steuer gebeugt, bemühte sich mit weit aufgerissenen Augen zwischen den gegen die Scheibe klatschenden Flocken den Weg zu erspähen. Der Schnee hatte kapituliert vor dem eisernen Willen der Mutter, der sie alle wegriss aus ihrer vertrauten Umgebung, ihrer Kindheit, den Freunden. Er war geschmolzen, träge, wässrig geworden, hatte den Weg frei gegeben.

Als sie in den Morgendämmerstunden auf den Hof fuhren, den Vater aus dem Schlaf rissen, der ihn am Fenster übermannt hatte, fand Milan keine Worte der Freude. „Lass!“, beschied er den unrasierten Mann, der seinen Ältesten vom Beifahrersitz heben und auf den Arm nehmen wollte. Stapfte in ein Haus, das er nicht gesucht und schon gar nicht gefunden hatte.

Der Vater!

Was war Geld? Was bedeutete es? Man brauchte es zum Leben. Aber war es das, was das Leben ausmachte? Seines nicht!

Nie wieder vermochte der Vater die Achtung Milans zurückzugewinnen, die dieser dem in der Ferne Weilenden so bereitwillig gezollt hatte. Ferne Lichtgestalt in lichter Ferne. Aus der Nähe besehen entpuppte sie sich als graue Trübnis. Morgendämmer empfing Milan im neuen Zuhause. Nach der Nacht im Schnee das Ankommen in der trostlosen Kälte in der fremden Stadt.

Am nächsten Morgen wurde er zur Schule geschickt. Er war der einzige, der in die weiterführende Schule kam. Die Kleinen gingen zur Grundschule, die Jüngsten blieben bei der Mutter. Vater war längst weg, als die Kinder um den Frühstückstisch wuselten. Die Mutter drückte ihm eine Skizze in die Hand. Der fremde Weg. Kein Freund, der unterwegs zu ihm stieß. Dick eingemummelte Kinder, abschätzende Blicke.

Milan hatte sich gewappnet. Zu den Büchern, die der Vater besorgt, und den Butterbroten, die die Mutter geschmiert, den „Herrn der Ringe“ in den Ranzen geschoben. Das Buch war sein Halt, der Ort, in den er die Nase stecken konnte, wenn er nicht wusste, wohin mit den Augen. Der Ort, den man mit sich tragen konnte.

„Du musst der Milan sein“, sagte die Lehrerin lächelnd und ließ, noch während sie seine Hand ergriff, den Blick suchend durch die Klasse schweifen. „Neben Roman ist ein Platz frei“, sagte sie, „da kannst du bleiben, bis Carsten wieder da ist.“

„Hei“, sagte Roman. Er sah kein bisschen aus wie Rafael. Als Milan ihm die Hand hinhielt, lachte er und hob die Rechte: „Schlag ein!“



Er zeigte Milan, auf welcher Seite sie im Buch waren, erklärte ihm, was die Lehrer von ihnen erwarteten, in den Pausen nahm er ihn mit nach draußen, blieb neben ihm stehen, erzählte von seinem Verein.

„Magst du Tischtennis spielen?“

„Fußball kann ich besser“, sagte Milan. Sie liehen sich bei der Aufsicht Tischtennisschläger, in der nächsten Pause einen Fußball. Erst putzte Roman Milan von der Platte, dann war es umgekehrt. Der Schulweg am nächsten Tag war schon weniger fremd. Immer noch äugten die Kinder. Einer grüßte. Roman.

Beginn einer wunderbaren Freundschaft?

Das Buch blieb im Ranzen.

Anderntags zu Hause.

Vierzehn Tage später war Carsten da. Milan kam an einen Einzeltisch. „Oder möchte jemand tauschen?“, fragte die Lehrerin.

Niemand wollte.

Carstens Kreuzbandriss brauchte noch ein paar Wochen, bis er ausgeheilt war. Den verpassten Schulstoff hatte er innerhalb eines Vormittags aufgeholt. In den Pausen sammelten die Kinder sich um ihn. Romans Blicke hingen an Carsten.

Milans im „Herrn der Ringe“.

Die Versetzung gelang mit Ach und Krach.

Das neue Schuljahr begann, wie das alte geendet hatte. Milan bekam nicht viel von dem mit, was in der Welt um ihn herum vorging. Die Welt um ihn herum bekam nicht viel von dem mit, was in ihm vorging. Er lebte im Auenland, Elbenwald, in Mordor.

Die wilden Wogen der Entrüstung über seine Entwurzelung glätteten sich nicht. Sie versteinerten. Wieder wurde es kälter. Adventszeit. Die Mutter packte Weihnachtsschmuck aus den Kartons im Keller und hängte ihn an Fenster, an die er nicht gehörte.

„Adventus‘ heißt ‚Ankunft‘“, sagte der Religionslehrer. Milan dachte, dass er sich in zwei Jahren abmelden würde, ohne dass die Eltern es verhindern konnten.

Nikolaus kam.

Die Klassenzimmertür flog auf. Die Lehrerin der Parallelklasse schob einen zierlichen dunkelhaarigen Jungen in den Raum. „Da gehörst du hin!“, sagte sie und schloss die Tür wieder.

Die Augen des Jungen waren weit aufgerissen.

„Du musst der Nikolaus sein“, sagte die Lehrerin lächelnd. Ihre Blicke schweiften suchend durch die Klasse, noch während sie die Hand des Neuen ergriff.

„Niklaus kohomm ihin unser Haus!“, gröhlten die Kinder und johlten.

Der dunkelhaarige Junge folgte dem ausgestreckten Arm der Lehrerin und kam auf Milan zu.

„Darf ich neben dir sitzen?“, fragte er.

Milan ließ den „Herrn der Ringe“ unter dem Pult verschwinden und reichte Nikolaus die Hand.

„Milan“, sagte er.

Vielleicht war das der Anfang.